

Ja, wenn man Latein kann - oder könnte!

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **11 (1927)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **25.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419623>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Veranstaltung: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Flück & Cie., Bern.

Muttersprache.

Romanen Bündens kämpfen um das Erbe,
Das ihre Väter ihnen hinterlassen,
Das Gut, in dem sie denken, lieben, hassen:
Romantisch — daß es verkümmere nicht und sterbe.

Ob auch der Welsche ängstlich um sie werbe —
Sie lassen sich die Tenden nicht umfassen.
Romantisch muß bleiben! schallt's auf Berg und Gassen,
Die Seele uns'res Daseins nicht verderbe!

Wir halten zu der Sprache uns'rer Ahnen!
Viersprachig rufen es die Eidgenossen
Und hüten rein der Zunge edle Schätze.

Hoch flattern vier verschiedener Sprachen Fahnen,
Vom Glanze kräft'gen Lebens übergossen.
Bewahret sie vor Mischmasch und Geschwätze!

Emil Schurer.

Alfred Huggenberger

(geboren am 26. Christmonat 1867)

zum sechzigsten Geburtstag.

Wir hatten gehofft, unserm Schweizer Dichter, den wir mit Stolz zu unsern treuen Mitgliedern zählen, das neunte unserer „Volksbücher“ in neuer, von Paul Suter bereicherter Ausgabe auf den Geburtstagstisch legen zu können; es hätte das erste Heft in unserm neuen Verlage (Eugen Rentsch in Erlenbach) werden sollen und lag schon druckfertig vor, — da kam uns ein ähnliches Unternehmen in die Quere, mit dem wir nicht in Wettbewerb treten konnten. Am guten Willen zur Tat hat es uns also nicht gefehlt; so aber können wir nur mit Worten unsern Glückwunsch aussprechen und dem Dichter danken dafür, daß er unsere deutschschweizerische Dichtung in Schriftsprache und Schweizerdeutsch bereichert und unser Volkstum in seinen guten und bösen Seiten so ehrlich dargestellt hat. Insbesondere steht es uns vom Sprachverein an, ausdrücklich anzuerkennen, daß er in seinen schriftdeutschen Werken mit Maß und Geschmack schweizerdeutsche Wörter verwendet und ihnen so im großen deutschen Sprachgebiet ein Gastrecht verschafft hat, aus dem im einen oder andern Fall einmal Heimatrecht werden könnte; andererseits hat er schon hie und da das Fremdwort benutzt, um Scheinbildung und Schwin-

del zu kennzeichnen. Einige Beispiele dafür haben wir seinerzeit in der Besprechung seines „Gwunderkrattens“ gebracht (Jahrg. VII 5/6), etwa:

Hät eine drei Opfel diheim im Trog,

So schribt er sich sicher: Pomolog.

Auch in den neuern „Stachelbeeren“ finden wir wieder solche Stellen. Von einem wahrhaftigen ländlichen Wirtshaus heißt es, es sei noch „alt und brav, Reis Bellewü mit'me Phonograph“, nur die Tochter passe nicht mehr recht hinein, denn auch die Damenschneiderin von Hinterrüblifingen arbeite eben nach dem „Schurnal“. Die Buchstabensprache verspottet er im „Aff-Bee-Cee von Bränzliswil“.

Wir hoffen, es werde Huggenberger noch lange vergönnt sein, im allgemeinen und in unserm besondern Sinne zum Wohl und zur Ehre seines Volkes zu wirken.

Ja, wenn man Latein kann — oder könnte!

Es ist keine Schande, wenn man kein Latein gelernt hat. Es ist auch verzeihlich, wenn einer, der es einmal gelernt hat, es wieder vergißt. Aber zu Leuten, von denen man weiß, daß sie es nicht können, soll man nicht lateinisch reden, und wenn man's nie gelernt hat, soll man nicht dergleichen tun, als ob man's könne, und wenn man's einmal gekonnt, aber so ziemlich verlernt hat, sollte man damit ohne zwingenden Anlaß auch nicht mehr öffentlich auftreten. Für jeden dieser drei Fälle ein Beispiel:

Als es sich vor wenigen Jahren darum handelte, ob Senau, Allgentshausen, Oberstetten und einige andere ebenso weltberühmte Orte an der Strecke Wil-St. Gallen eine Haltestelle bekommen und dafür die nötigen Opfer beschließen sollten, da rief ihnen in einem dem Namen nach offenbar sehr volkstümlichen Blatte ein Mitbürger zu: Carpe diem! Die Gelegenheit sei aus bestimmten Gründen besonders günstig. Auf 100 Leser haben sicher keine 3 Mann verstanden, was dieses „Carpe diem“ heißen sollte, und in dieser Aussprache hätte auch der alte Horaz, der das Wort geprägt, es nicht wieder erkannt. Wörtlich heißt es: Pflücke den Tag, etwas freier: Beute den Tag aus! Pack die Gelegenheit! und der altrömische Dichter wollte damit zum Lebensgenuß, besonders zu Trunk und Liebe auffordern und hätte sich nie träumen lassen, daß damit einst ein paar wackere Untertoggenburger aufgefordert werden müßten, sich für eine Halte-

stelle der Schweizerischen Bundesbahnen zu wehren. Man hätte ihnen zwar auch sagen können: Schmiedet das Eisen, so lange es warm ist. Aber das hätte jedermann verstanden und darum vielleicht — weniger geglaubt. — Es handelt sich nun natürlich nicht um dieses einzelne Wort, aber es ist g r u n d s ä t z l i c h falsch, in einem volkstümlich sein wollenden Blatte dem Volke mit Redensarten zu kommen, von denen man weiß, daß weitaus die meisten Leser sie nicht verstehen. Ein Schriftleiter sollte sie einfach streichen und die Leser sich beschweren.

Etwas anderer Art, teils schlimmer, teils harmloser ist folgender Fall: Da ist irgendwo im Untertoggenburg ein junger Geschäftsmann einem Unglücksfall erlegen. Ein ehrenvoller Nachruf im selben volkstümlichen Blatte ist überschrieben: In media vitae. Es sieht aus, als ob der Verfasser von den Anfangsgründen des Lateins wirklich einmal eine Ahnung gehabt habe, sonst hätte er nicht von vita (das Leben) den Wesfall richtig bilden können, und einem Leser, der etwas Italienisch kann und einige Fremdwörterkenntnis besitzt, war es einigermaßen zuzutrauen, daß er sich das so zurechtlegen werde: In der Mitte des Lebens. Aber lateinisch ist es halt doch nicht, denn es gibt dort kein Hauptwort media = die Mitte, sondern nur ein Eigenschaftswort, das männlich medius, weiblich media und sächlich medium heißt und bedeutet: mittler, in der Mitte befindlich; der Römer sagte in media vita, buchstäblich also: im mittleren Leben, deutsch aber sagen wir: in der Mitte des Lebens, oder: mitten im Leben. Nur die sächliche Form medium kann auch als Hauptwort gebraucht werden, so daß man allenfalls auch noch sagen könnte: in medio vitae, dem Schreiber aber klang offenbar der Anfang eines berühmten alten lateinischen Liedes im Ohr (das man früher einem St. Galler Mönch Notker I. zugeschrieben hat): media in vita (im Lateinischen darf man die Wörter auch umstellen). Aber warum denn seinen Lesern, die sicher noch weniger Latein können als der Schreiber, durchaus lateinisch kommen? Warum nicht sagen: Es stürzt ihn mitten auf der Bahn? Oder einfach: Mitten auf der Bahn? Das hätte viele Leser an eine erschütternde Stelle in Schillers „Tell“ erinnert, und sie hätten von dieser Erinnerung mehr gehabt als von dem lateinischen Brocken. Von dem haben weitaus die meisten Leser nichts gehabt, einige wenige Anlaß zu einem mitleidigen oder schadenfrohen Lächeln, und der Schreiber einen — falschen Stolz.

Verlassen wir jenes volkstümliche Blatt; es ist nicht besser, aber auch nicht schlimmer als die meisten anderen; wir bringen nur deshalb hie und da Beispiele aus ihm, weil es uns zur Verfügung steht und wir es sonst gerne lesen. Steigen wir auf die höchsten Höhen deutschschweizerischer Bildung. Die Schriftleitung der „Annalen“, der neuen schweizerischen Kulturzeitschrift, veranstaltete diesen Sommer bei einigen hervorragenden Eidgenossen und -genossinnen eine Rundfrage über ihre Meinung zum Plan eines Spitteler-Denkmal. Einer dieser Eidgenossen, der selber auch eine schweizerische Kulturzeitschrift herausgibt, schloß seine Aeußerung mit den tatkräftigen Worten: „Denkmal hin, Denkmal her — ich halte mich an die monumenta aere perennius!“

Es ist doch schön: wenn man ein starkes Gefühl ausdrücken will und die arme Muttersprache genügt einem nicht, da kommt einem so ein geflügeltes Wort aus der klangvollen Sprache des klassischen Altertums zu Hilfe, also monumenta aere perennius! Warum denn nicht?

Darum: es ist nämlich falsch, und derselbe Horaz, der vor bald zweitausend Jahren auch dieses Wort geprägt, müßte sich heute noch im Grabe umdrehen, wenn er es hörte, von wegen es ist falsch dekliniert. Ein Monumentum ist natürlich ein Denkmal; von einem solchen soll gesagt werden, es sei perennius. Ein findiger Kopf, namentlich ein Gärtner oder Gartenbesitzer, denkt dabei, auch wenn er sonst nicht Lateinisch kann, vielleicht an perennierende, d. h. winterharte Pflanzen, und in der Tat heißt perennis (sächlich perenne) buchstäblich „durchjährend“, fortdauernd, beständig; perennius ist dazu der sächliche Komparativ, heißt also: dauerhafter, und die Sache, mit deren Dauerhaftigkeit das monumentum verglichen werden soll, steckt in aere, von aes = Erz; das Denkmal ist also „dauerhafter als Erz“. Natürlich sind unter den Lesern der „Annalen“ mehr Lateiner als unter denen jenes Volksblattes, aber auch unter ihnen dürften noch viele sein, die mit aere perennius nicht viel anzufangen wissen, sondern bloß denken, das sei „allwäg öppis Rächts“. — Wenn es sich nun aber um eine Mehrzahl von Monumenten handelt? — Nun, ganz einfach, die Mehrzahl zu monumentum heißt monumenta, und das genügt. Weiter hat beim Schreiber offenbar die Begeisterung doch nicht mehr gereicht, sonst hätte er daran gedacht, daß natürlich auch das Eigenschaftswort in die Mehrzahl kommen muß, und da ihm offenbar das Latein so vertraut ist, daß es ihm in Augenblicken der Verzückung die Muttersprache ersetzen kann, so hätte er zweifellos geschrieben aere perenniora. Diese Form kommt ja nicht gerade häufig vor, aber sie ist durchaus regelmäßig und nicht etwa eine verzackte Ausnahme einer schon verzackten Regel; unsere Gymnasialisten pflegen das in ihrem ersten Lateinjahr noch zu lernen. Es ist genau derselbe Fehler, wie wenn jemand den französischen Satz: C'est un terme plus général in die Mehrzahl setzen wollte: Ce sont des termes plus général! (Uebrigens hat vor etwa zehn Jahren den Monumentalsatz ein anderer schweizerischer Kulturpionier in des Sünders (damals aber noch nicht) eigener Zeitschrift gebracht!)

Wie gesagt, wenn der Schreiber dieses Satzes die regelmäßige lateinische Deklination verlernt hat, so ist das keine Schande. Aber dafür sollte man ein Gefühl haben, ob einem eine Fremdsprache wirklich ein geistiges Ausdrucksmittel sei oder nicht. Ist sie das, so kennt man wenigstens noch ihre regelmäßige Formenlehre; ist sie es aber nicht, so sollte man nicht dergleichen tun, als ob . . . Bei plötzlich eintretendem mündlichem „Bedarf“ darf einem ja so was noch unterlaufen; es wären noch andere „mildernde Umstände“ denkbar, z. B. ein starker äußerer Anlaß, das lateinische Wort zu brauchen (etwa für ein Wortspiel) oder das deutsche zu vermeiden, aber hier liegt dergleichen nicht vor. Wie kräftig hätte z. B. der Schluß gewirkt: „Denkmal hin, Denkmal her — ich halte mich an des Meisters Werke!“ Wenn man aber als „prominenter Schweizer“ öffentlich Antwort gibt auf eine solche Frage, so sollte man etwas vorsichtig und sorgfältig sein — sonst kommt man in den Verdacht der Phrasenmacherei, des tönenden Erzes und der klingenden Schelle.

Es hätte keinen Sinn, einem Gebildeten, der sein Latein offenbar etwas verlernt hat, daraus einen Vorwurf zu machen, aber die Neigung unserer Gebildeten, sich mit fremden Sprachfedern zu schmücken, die sie selbst als fremd empfinden sollten, ist g r u n d s ä t z l i c h falsch, auch wenn man — nicht reinfällt.